

aus an Sophie v. La Roche, vom 6. Mai 1770, „quel di-able de Gessinge, Geplerre, Geseufze und Geheute a été fait dans ces contrées à l'occasion de la mort de Gellert. . . . Ce qui doit paraître le plus singulier à un étranger, qui ne connaît pas l'esprit des Allemands septentrionaux, c'est de voir un bel-esprit, un poète faiseur de fables, de contes et de comédies, préconisé presque uniquement pour son exemplaire de piété et pour la ferveur de son christianisme. . . . Cela fait mal au coeur à un honnête homme qui a du bon sens, que de voir ce Tartuffisme“ u. s. w. (S. 66).

Der interessante Abschnitt über Lessing wird besonders durch Das belebt, was der Verf. aus eignen Nachforschungen in Braunschweig berichtet, was aber keinen Auszug leidet. Zu Lessing's Bewunderung Göthe's wird Einiges nachgeholt (S. 74 fg.), auch sein Wig (S. 77 fg.), sein Widerwille gegen die Musik (S. 80 fg.), und die beispiellose Eigenthümlichkeit, daß Lessing schlafen konnte, wann er wollte, und niemals träumte, mit vielem Geiste beurtheilt (S. 83). Klog, Martin Miller, Schubart werden noch einmal gemustert (S. 89—97). Von dem Letztern heißt es: „Das Feuer in seinem Innern war gewiß rein, aber Form und Sprache für dieses Feuer gehört meistens jenem hyperbördischen Geschmack an, der Schwülstigkeit und Krampf für Erhabenheit ansieht. Wie rein, sinnig und gefühlvoll stellt er sich dagegen dar, sobald er diese Fesseln sprengt!“ So schreibt er z. B. an seinen Sohn: „Das servum pecus der Nachahmer und der kleingeistigen Koluthen bildet schon eine ganze Heerde. Selbst Wieland ist in seinen neuesten Schriften, wie in den meisten alten nur Nachahmer. Ich finde in seinem „Peregrinus Proteus“ und in seinen „Göttergesprächen“ nichts als das Wiederkäuen schon tausendmal von ihm im Kreise herumgejagter Ideen“. Dies Urtheil führt unsern Verf. auf die Schlegel'sche Polemik: „Nur dieser Wig und der Muth, die Kritik der Presse zu übergeben, entschied das Zusammenbrechen des Wieland'schen Dichterthrones. Vergleiche man nun damit Schiller's Dichtergeschick. Auch gegen ihn haben Reichbegabte, Gelehrte und Witzige, Jünglinge und Männer (an ihrer Spitze steht Herder) gewaltig angeknüpft, aber seine poetischen Königshallen ruhen auf so festen Säulen, daß sie unerschüttert geblieben sind“ (S. 96).

Moriz wird gerühmt, als der zuerst ein Verständniß Göthe's gezeigt (S. 99 fg.). Fr. H. Jacobi wird gegen Fr. Schlegel in Schutz genommen (S. 100 fg.), aus Jean Paul's Selbstbiographie werden schöne Blumen gepflückt (S. 105 fg.). Mit Recht und bitter wird die Kältsinnigkeit getadelt, mit welcher dem Aufstrebenden berühmte Gelehrte begegneten. „Sind wir denn so überreich an genialen Schriftstellern, daß wir einem jungen, aufblühenden Talent kaltsinnig den Rücken zukehren dürfen? Hört wenigstens die Stimme der Klugheit und fragt euch selbst: Was werden diese talentvollen Jünglinge, die ihr mit kalter Vornehmheit abwehrt oder gänzlich ignorirt, anfangen? Werden nicht manche unter ihnen, durch euer Beispiel verführt, zu heftiger Bitterkeit gegen euch sich aufgefodert fühlen? Wie, wenn sich einmal ein großer Theil dieser Schar verbrüderete, um nicht bloß gegen euch, sondern gegen die ganze alte Zeit anzukämpfen?“

In Horn's Nachträgen über Schiller (S. 115 fg.) und Göthe (S. 129 fg.) begegnen wir doch endlich einmal einem Kritiker, der Beide von ganzem Herzen liebt und ehrt, eine in unsern Zeiten ebenso seltene als wohlthuende Erscheinung! Nachdem er einige geniale Unbeholfenheiten des angehenden Dichters mit Lächeln herausgehoben (S. 115 fg.), einige Notizen zur Geschichte von Schiller's „Räubern“ gegeben (S. 118), und den Schlüssel zu Wallenstein's Charakter in den Worten „mich verflucht der Doppelsinn des Lebens“ und „verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“ nachgewiesen, wagt er sich mit Muth und Geist an den alten Vorwurf der Reflexionsucht und Sententiosität, der Schiller'n gemacht wird,

und spricht ein sehr befriedigendes Wort. „Bei Schiller“, sagt er, „und einigen verwandten großen Schriftstellern haben die Sentenzen auch oft eine ganz eigne, allgemein menschlich tiefe Bedeutung, denn sie sind nicht durch einen bloßen philosophisch-witzigen Moment entstanden, sondern stehen da als Resultate seines ganzen Lebens, gleichsam als Leuchtthürme, die auch der erfahrenste Schiffer, selbst bei der ruhigsten Meerfahrt, wo er ihrer nicht bedarf, mit Rührung und Dank betrachtet. Meint ihr, daß selbst die größte Menge von schlanken, netten, glatten aber gedankenarmen Gedichten uns auch nur ein paar Akte der „Piccolomini“ ersetzen könnten? Fragt nur gewisse alte, kernhafte Deutsche, und ihr werdet schon vernehmen, warum ihnen Schiller so viel ist! — Aber jene kernhaften Deutschen, mit ihrer metaphysischen Tendenz, zeigen sich doch mitunter unpoetisch genug und ziehen wol gar Schiller'n Göthe'n vor. — Dieser Irrthum soll allerdings bekämpft werden und ist auch zuweilen mit wahren Glücke und siegender Kraft bekämpft worden; aber wie ihr es größtentheils anfangt, schadet ihr nur, oder erbittert gar zu der Antwort, ihr verstehtet nur Schiller'n nicht und glaubtet unbedingt an die unbesleckte Empfangniß jedes Göthe'schen Gedichts. . . . Wie meint ihr ferner wol, daß Göthe'n zu Muth sei, wenn ihr ihn so oft auf Kosten seines edeln, so früh heimgegangenen Freundes lobt? Ihr glaubt gewiß selbst nicht, daß er sich darüber freuen könne, und thut es nur aus einem Ueberschwang der Liebe; nur solltet ihr auch nicht vergessen, daß es Aeußerungen der Liebe gibt, die selbst bei dem Geliebten Verdruss erregen müssen“ (S. 120—122).

Wir haben diese nach Gedanken und Styl meisterhafte Stelle mit wahrer Lust abgeschrieben und halten sie getrost Denjenigen entgegen, die seit einiger Zeit in Prosa und in Versen über Franz Horn, den Kritiker und Literaturhistoriker, ohne Furcht, widerlegt werden zu können, herfallen. Was über Göthe und die Uebersetzungen Shakspeare's gesagt wird, ist gänzlich Bruchstück; begreiflich, da über beide Dichter der Verf. anderwärts sein ganzes Herz ausgeschüttet. Noch wird in diesem Buche der ehrwürdige alte Pestalozzi gegen seine eigne letzte Schrift in Schutz genommen (S. 122—126).

Der 2. Theil des Werks oder das 8. Buch enthält vornehmlich Abhandlungen über das Theater (S. 165—187); über Melodram und Musik (S. 188—199); Zeitungen (S. 200—213); Romane und Novellen (S. 214—237); und eine — Episode (wie können wir es in einem Werk über deutsche Poesie anders nennen?) über Scott, Byron, Irving, Cooper (S. 237—267); Ansichten der Fremden von unserer Literatur (S. 268—281); über literarische Moden (S. 286—290); Lebensbeschreibungen (S. 290—296); Gesammelte Schriften (S. 296—305); und über den Styl (namentlich den eignen des Verfs. S. 305—314); über die Frommen (S. 320—324) und einiges Andere.

Das viele Interessante des 7. Buches hat uns zu einer Ausführlichkeit verleitet, die uns nicht mehr erlaubt, aus allen oder auch nur mehren dieser Aufsätze die Grundideen auszu ziehen. Wir begnügen uns daher mit einigen wenigen, zum Ganzen einladenden Stellen.

Der Abschnitt über das Theater verbreitet sich über den S. 168 ausgesprochenen Text: „Was ist seit Schiller's Tode für die Bühne geleistet? Sehr Vieles aber nicht Viel“. — Horn rechnet zu den schönen Ausnahmen Raupach, Robert, Uhlant, Houwald, Uchtritz und einige Andere. Von Raupach hebt er besonders „Isidor und Olga“ heraus, „ein Werk, das manchen vornehm aussehenden Tadel erduldet hat, doch stets als eine sehr erhebliche dramatische Aeußerung der Zeit bestehen wird. Es ist so schwer nicht, dem Dichter vorzupredigen, er solle uns nicht zu hart verletzen durch die Schilderung schauderhafter Verhältnisse, die, nur der Zeit angehörend, den Menschen selbst, mit dem allein die echte Poesie es zu thun habe, kaum berühren können. . . . Aber ist denn die